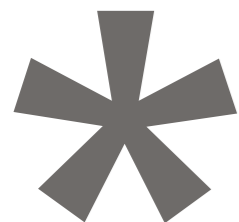


Sprache und Geschlecht



PRO Ein Anstoß



Anatol Stefanowitsch

Seit vierzig Jahren diskutieren wir in Deutschland über geschlechtergerechte Sprache, und die Argumente sind im Wesentlichen die gleichen geblieben. Ausgehend von den Arbeiten der Linguistinnen Senta Trömel-Plötz und Luise Pusch fordert die eine Seite die Abschaffung des „generischen“ Maskulinums – der Tradition, männliche Personenbezeichnungen wie „Kunde“ zu verwenden und weibliche Kundinnen „mitzumeinen“. Die andere Seite behauptet, mit dieser Forderung würden Genus (das grammatische Geschlecht eines Wortes) und Sexus (das tatsächliche Geschlecht der bezeichneten Person) verwechselt: Ein Wort wie „Kunde“ sei zwar grammatisch maskulin, aber in seiner Bedeutung geschlechtsneutral. Sogar der Bundesgerichtshof schloss sich im vergangenen Jahr dieser Behauptung an und sprach einer Sparkassenkundin das Recht ab, als solche angesprochen zu werden.

Aber Bedeutung entsteht in unseren Köpfen, nicht in Richtsprüchen, und die Frage, ob maskuline Personenbezeichnungen in ihrer Bedeutung geschlechtsneutral sind, wird nicht im Gerichtssaal entschieden, sondern im Labor. Psychologinnen (und ein paar Psychologen) untersuchen seit zwanzig Jahren, wie maskuline Personenbezeichnungen interpretiert werden, und die Forschungslage ist inzwischen eindeutig.

Sie zeigt, dass wir diese Wörter auf Männer beziehen und Frauen erst dann mitdenken, wenn der Kontext uns dazu zwingt. Fragt man Versuchspersonen nach ihrem liebsten „Romanhelden“ oder „Musiker“, nennen sie fast ausschließlich Männer. Legt man ihnen einen im Maskulinum formulierten Text vor, beziehen sie ihn vorzugsweise auf Männer. Führt man eine Gruppe von Menschen im Maskulinum ein und bezieht sich im Folgenden auf „die Frauen“, dauert der Leseprozess länger als bei einem Bezug auf „die Männer“ – und zwar unabhängig davon, ob die Gruppe einen stereotyp männlichen Beruf hat (z. B. „Ingenieure“) oder einen stereotyp weiblichen (z. B. „Kosmetiker“).

Ein „generisches“ Maskulinum gibt es nicht: Bei Personenbezeichnungen korrelieren Genus und Sexus. Diese Tatsache muss Ausgangspunkt einer ratio-

nen Diskussion um geschlechtergerechte Sprache sein. Wer sich gegen das Gendern von Texten wehrt, ignoriert, dass auch das „generische“ Maskulinum gendert – allerdings nur auf ein Gender hin: Männer. Und das hat ganz konkrete Auswirkungen auf die gesellschaftliche Rolle von Frauen: Die Psychologin Bettina Hannover hat gezeigt, dass Mädchen sich Berufe weniger zutrauen, wenn sie im Maskulinum präsentiert werden.

So bequem es also wäre, das „generische“ Maskulinum einfach weiter zu verwenden, so umständlich, ungewohnt oder unästhetisch uns Formulierungen wie „Kundin oder Kunde“ (Beidnennung), „Kund/in“ (Sparschreibung mit Schrägstrich), „KundIn“ (Binnen-I) oder „Kund*in“ (Gendersternchen) erscheinen – wenn wir es ernst meinen mit der Gleichberechtigung der Geschlechter, müssen wir auch ernsthaft über Alternativen zum Maskulinum nachdenken.

ZUR PERSON

Anatol Stefanowitsch ist Sprachwissenschaftler und Professor für die Struktur des heutigen Englisch an der Freien Universität Berlin. Er beschäftigt sich derzeit mit diskriminierender Sprache, Sprachpolitik und dem politischen Gebrauch und Missbrauch von Sprache. Sein aktuelles Buch „Eine Frage der Moral: Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen“ ist 2018 im Dudenverlag erschienen.

Allerdings sollten wir das Ergebnis dieses Nachdenkens nicht durch Verwaltungsvorschriften vorwegnehmen, wie kürzlich die Stadt Hannover mit ihrer Entscheidung für das Gendersternchen. Die Forschungslage zur Interpretation dieser Alternativen ist eher lückenhaft und es kann sein, dass wir die optimale Lösung noch nicht gefunden haben.

Es ist belegt, dass die Beidnennung (und wohl auch der Schrägstrich) zu einer ausgewogeneren gedanklichen Einbeziehung von Frauen und Männern führt. Das Binnen-I kann sogar zu einer leichten gedanklichen Bevorzugung von Frauen führen, wobei noch unklar ist, inwieweit dieser Effekt von einer Vertrautheit mit dem Binnen-I und einer positiven Einstellung zu geschlechtergerechter Sprache zusammenhängt. Beidnennung, Schrägstrichformen und Binnen-I wären aber grundsätzlich empirisch abgesicherte Gegenmittel zum „generischen“ Maskulinum. Sie sind aber in den vergangenen Jahren von gleich zwei Seiten unter Druck geraten: Während sie für die einen neu-modisches Gender-Gaga darstellen, stellen sie für andere eine reaktionäre Reduktion von Geschlechteridentitäten auf die binäre Unterscheidung Mann/Frau dar. Es gibt verschiedene Vorschläge, diese Binarität aufzubrechen – der bekannteste ist das in deutschen Amtsstuben immer beliebtere Gendersternchen.

Forschung zur tatsächlichen Interpretation des Gendersternchens gibt es bisher aber nicht. Man darf bezweifeln, dass es ohne weiteres zu einem stärkeren Mitdenken von Geschlechtsidentitäten jenseits von Mann und Frau führt, denn die Vorstellungen bezüglich solcher Identitäten sind weiten Teilen der Sprachgemeinschaft unbekannt. Es ist deshalb eher anzunehmen, dass das Gendersternchen analog zum Schrägstrich zwar ausgewogen, aber eben binär männlich-weiblich interpretiert wird.

Trotzdem sind sowohl Gerichtsverfahren um die Anrede „Kundin“ als auch die behördliche Verwendung der Anrede „Kund*in“ zu begrüßen. Sie stellen nicht den Endpunkt auf der Suche nach einer geschlechtergerechten Sprache dar, aber sie dienen als Anstoß, uns als Sprachgemeinschaft überhaupt auf die Suche zu begeben.

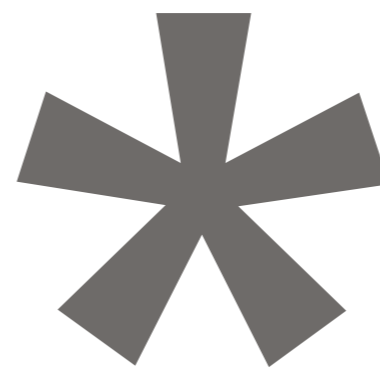
Schafft gendergerechte Sprache mehr Gerechtigkeit?

„Wer sich gegen das Gendern von Texten wehrt, ignoriert, dass auch das ‚generische‘ Maskulinum gendert – allerdings nur auf ein Gender hin: Männer.“

Anatol Stefanowitsch



Die FR zum Internationalen Frauentag: Wir müssen wieder über Abtreibung reden.
Das Podium am 7. 3. um 19 Uhr im Haus am Dom in Frankfurt.
Die Sonderausgabe am 8. März in Ihrer Zeitung.



CONTRA Ein Denkfehler



Hannah Lühmann

Kann man gegen das Gendern sein? Ich bin es. Das heißt, ich wurde vor einiger Zeit vom Dudenverlag gebeten, in der andauernden Diskussion um Gendersternchen, Unterstriche & Co. die „Contra“-Position zu vertreten, also eine schlüssige Haltung zu entwickeln, aus der heraus sich argumentieren lässt, dass die Vorstellung einer „gendergerechten Sprache“ Unsinn ist. Ich habe diese Haltung in einem sprachphilosophischen Argument gefunden, das ich für valide halte. Was gleichzeitig nicht bedeutet, dass ich mich jeder Form des „Genderns“ kategorisch verwehren würde – als Symptom eines Kulturwandels funktioniert das von den Sprachaktivisten geforderte „Mitdenken“ anderer Geschlechter im Schriftbild ganz gut, wie ich finde. Aber der Reihe nach. Was wollen die Aktivisten, wenn sie sagen „Wir müssen unsere Sprache derart ändern, dass alle in ihr vorkommen“? Und wo liegt der Denkfehler?

Zunächst einmal scheint mir, dass dieser Forderung ein sehr vereinfachtes Verständnis von Repräsentation zugrunde liegt. Denn Sprache, das hat uns die Lacan'sche Psychoanalyse und haben uns mehrere Jahrzehnte poststrukturalistischer Philosophie gelehrt, ist eben nie etwas, das eins zu eins repräsentiert. Der Zusammenfall von Zeichen und Bezeichnetem würde einen Zustand der Unmöglichkeit, einen des Wahnsinns markieren. Er ist undenkbar.

Insofern fördert die Ansicht, dass Mann (geschlechtliche) Identität einfach in die Sprache „einschreiben“ könne, damit dann alle „Mitgedacht“ würden, ein grob funktionalistisches und letztlich falsches Verständnis von Sprache. Grammatik ist aber nun gerade kein Instrument, um Identität (sei es individuelle, sei es gruppenbezogene) zu repräsentieren. Ich würde im Gegenteil die (vermutlich etwas radikale) These vertreten, dass sie eher ein Instrument der Beschneidung darstellt. Es gehört zu den existenziellen Grundgegebenheiten unseres menschlichen Daseins, dass wir nie alles ausdrücken können. Auch im generischen Maskulinum kommt nicht „der Mann“ oder „die männliche Perspektive“ oder „der Mann als Allgemeines“ zum Ausdruck. Wir alle werden von der Sprache gleich-

ermaßen diskriminiert. Sie meint nicht uns.

Wenn man nun fordert, Sprache müsse gerechter werden, überträgt man eine normative Idee, ein gesellschaftliches Ideal auf die Sphäre des Symbolischen. Die Idee von gesellschaftlicher Gerechtigkeit, die in der Forderung, alle Geschlechter müssten in der Sprache vorkommen, zum Ausdruck kommt, ist eine schöne, aber sie wird nicht von allen geteilt. Es gibt keine Pflicht zur politisch korrekten Ansicht, jeder müsse möglichst überall repräsentiert sein. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich glaube keinesfalls, dass der Feminismus sein Ziel schon erreicht hat, und selbstverständlich ist es wichtig, dass sich die gesellschaftlichen, gesetzlichen und formalen Bedingungen für Menschen, die sich nicht als weiblich oder männlich definieren, verbessern.

Ich glaube nur ebenfalls an das unbedingte Recht, im sprachlichen Alltagsgebrauch

ZUR PERSON

Hannah Lühmann ist stellvertretende Ressortleiterin im Kulturteil von „Welt“ und „Welt am Sonntag“. Sie schreibt über Literatur, Philosophisches und auch über „Geschlechterthemen“. Im Debattenband „Gendern?!: Gleichberechtigung in der Sprache – ein Für und ein Wider“ (Dudenverlag, 2018) streitet sie sich mit Anne Wizorek über das Thema „geschlechtergerechte Sprache“.

weitgehend von ideologischen Zumutungen verschont zu bleiben. In diesem Sinne ist mein freiheitlich-demokratisches Fühlen auch auf der Seite jener, die das „Gendern“ als eine solche Zumutung empfinden. Sei es, weil sie nicht daran glauben, dass Sprache auf die von den Aktivistinnen behauptete einfache Weise Realität „erschafft“, sei es, weil sie – auch das ist nicht verboten – mit dem ganzen queerfeministischen Anliegen nichts anfangen können.

Die Sprache im Sinne einer höheren Gerechtigkeit an den Menschen vorbei „umzuformen“, damit ihr Denken „besser“, also „gerechter“, also „partizipativer“ wird, halte ich vom ganzen Ansatz her für pädagogisch und gefährlich, auch wenn ich mich selbst durchaus als Feministin bezeichnen würde.

Der Rat für deutsche Rechtschreibung hat die Entscheidung über das gendergerechte Sprechen gerade wieder einmal vertagt, und ich halte diese auf das natürliche Sprachgefühl, auf die natürliche Sprachentwicklung vertrauende Haltung für wesentlich produktiver als den kühnen Vorstoß der Stadt Hannover. Ich glaube, es würde uns gesamtgesellschaftlich besser tun, wenn wir uns verabschieden von den ständigen, zermürbenden Kämpfen um das „Korrekte“, das „nicht Verletzende“, das „Angemessene“. Ich glaube, dass sich die Frage darum, ob es nun gut ist zu gendern oder nicht, nie durch linguistisches Argumentieren ganz auflösen lässt – im Endeffekt ist es eine Frage des persönlichen Weltbilds. Es hat etwas damit zu tun, ob man glaubt, dass Sprache eine Art „Instrument“ sei, das man sorgsam hüten und zwanghaft bewachen muss, oder ob man, wie ich das tue, der Ansicht zuneigt, dass es sich bei der Sprache um etwas gleichzeitig wildwüchsig Archaisches und ultimativ Begrenzendes handelt, das nicht dazu da ist, uns „gut“ oder „gerecht“ zu behandeln.

Die Sprache ist kein Instrument zur Verbesserung unseres Denkens. Wir können darauf achten, dass sie nicht verrotzt, dass wir nicht beleidigen. Aber in sie eine Idee von Gerechtigkeit einzuschreiben, die vermeintlich dem entspricht, wie wir uns die Welt wünschen, halte ich für grundfalsch.

„Die Sprache ist kein Instrument zur Verbesserung unseres Denkens.“

Hannah Lühmann

